

Beat Kappeler

Das schweizerische Bildungssystem – ein Auslaufmodell?

Das schweizerische Bildungssystem ist kein Auslaufmodell, aber es ist nicht geldbedürftig, sondern reformbedürftig.

1. Desindustrialisierung des Lernens?

Die europäische, die schweizerische Gesellschaft hat sich im 19. Jh. industrialisiert, und nicht nur durch das Fabrikssystem. Sondern alle gesellschaftlichen Bereiche wurden auf Masse, Gleichheit, dann auch Sicherheit und Fortschritt umgepolt. Unsere Sozialversicherungen sind Agenturen zur Beschaffung von Ersatzehkommen der Zeitlöhner, und die Schule hat nicht nur zeitgleich zur Industrialisierung sich eingestellt, sondern ihre Form als Volksschule genau so wie die anderen gesellschaftlichen Einrichtungen nach dem Industrie- und Fabrikmodell bekommen: Obligatorium für alle, zentrale Bauten, Bildungskanon, Staatseinrichtung, definierte Zeiten und Dauern.

Man kann sich fragen, ob es heute, da das Land sich desindustrialisiert hat, auch anders geht. Beispielsweise keine definierten Zeiten und Dauern, sondern Modulierung nach Kenntnisstand der Schüler. Man vergisst übrigens, dass vor dem Obligatorium schon Ende des 18. Jh. in Europa der grösste Teil der Menschen private Kurse und Schulen besucht hatte, und lesen und rechnen konnte.

2. Disziplinierung wozu?

Die Beobachter erschrecken heute über fehlende Disziplin in Klassen und Schulhöfen, aber auch über fehlende Lerndisziplin, fehlendes Grund- und Orientierungswissen der Jungen.

Das Pendel schwingt vielerorts bereits zurück, man frage Berufsschullehrer, wie sie umgehen.

Allerdings dürfte die Fuchseriei des handschriftlichen Zeitalters zur Zeit der Volksschulgründungen vorbei sein, Google fragt ganz beflissen, was man wirklich meinte, wenn die Orthographie hinkt. Das Universalinstrument PC und das Internet haben viel Dressur unnötig gemacht. Dennoch sind disziplinierte Lerntechniken nötig (über Surf-Technik hinaus, also etwa Auswendiglernen, Schätzen, Vorgehenspläne), Selbstdisziplin, Gruppendisziplin, Eigeninitiative.

3. Inhalte

Nach all den Jahren des lustbetonten Lernens im Gefolge der Achtundsechziger und Blumenkinder auf den Planungsabteilungen der Erziehungsdirektionen sind Kritiken anzubringen.

Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse in der Volksschule sind fast völlig abhanden gekommen. Die Chemie, Physik, Biologie, oft gleich auch Geschichte und Geographie sind verschmolzen worden zum Schmusefach NMM oder NMU („Natur-Mensch-Mitwelt“). Auf der Strecke blieben die Methoden und die Berufsbilder dieser Fächer. Es ist nicht wahr, dass die Lehrer im dafür kreierten Sammelfach die Integration dieser Methoden und Inhalte problemlos schaffen. Sie schaffen es nicht, und bald schon kann es kein einziger Lehrer mehr, da sie selbst diese Fächer nie kannten.

Hinzu kommt die Uebertrittsnote in die Sekundarschule und ins Gymnasium. In fast allen Deutschschweizer Kantonen werden zwei Noten Sprache und eine Note Mathematik berücksichtigt – es wird also systematisch gegen die naturwissenschaftlich Begabten diskriminiert. Da nützen gelehrte Symposien an der ETH nichts, wie man Nachwuchs schaffen könnte.

Im Französisch-Unterricht auferlegen die meisten Kantone das unsägliche „Bonne chance“, welches mit normalen, fetten und kursiven Teilen den Kindern suggeriert, dass Sprachenlernen eine fürchterliche Sache ist, die nur dosiert geschehen darf.

Sonst sind im ganzen Land Lehrbücher als Synthese abhanden gekommen – die Inhalte werden auf losen Blättern eingetragen und gehen schnell wieder verloren.

Kulturwissen ist in der Gesellschaft und Wirtschaft des 21. Jh. zentral, wenn „content“ auf den Netzen zur dominierenden Wertschöpfung wird. Hier fehlt es an Kunstpädagogik, am Handwerklichen des Gestaltens und an der körperlichsten der Künste, dem Singen. Die Jungen lernen heute kaum mehr singen. Mit diesen Karenzen in Kultur überlässt man die entsprechende Wertschöpfung den Angelsachsen definitiv.

Die duale Berufslehre vermittelt praktisches Wissen, das für qualitätvolle Handwerksarbeit wichtig ist. Hingegen wurde die kaufmännische Lehre zur tertiären Universallehre. Wären dort mehr allgemeinbildende Elemente wichtig? Oder sollten alle Gymnasiasten industriell-gewerbliche Praktika machen? Denn auch in einer zu bald 80% der Stellen tertiären Volkswirtschaft kreisen die meisten dieser Stellen um die vor- und nachgelagerten Stationen von Produktion. Diese Produktion donnert vollautomatisch und mit Millionenserien daher. Die Jungen sollten mehr davon sehen als nur immer Vertreter aller Berufe am immer gleichen Bildschirm.

4. Freie Schulwahl

Die Schüler der öffentlichen Schulen werden gemäss Wohnquartier der Eltern an die Schulhäuser zugewiesen, welche wiederum die Klassen und die Lehrer festlegen. Demgegenüber besteht die freie Schulwahl der Eltern in Schweden. Die staatlichen Schulen müssen um Schüler werben, haben ihre Schulimmobilien von der öffentlichen Hand zu mieten und erhalten vom Staat pro gewonnenen Schüler das Schulgeld. Genau so erhalten private Schulen dies, dürfen aber keine Gebühren darüber hinaus erheben. Dies führt zu Wettbewerb und Vielfalt des Schulwesens, sowie zur Befreiung der Quartierschulen von der Trennung, fast Ghettoisierung, der sozialen Schichten. Ortsplanung und Schulklassen-Zusammensetzung werden entkoppelt. Die Lehrer können kreative Profilierungen ihrer Klasse, ihrer Schule entwickeln – der verbreitete Burn-out dürfte seltener werden. Ein minimales nationales Curriculum besteht natürlich auch in Schweden.

Man kennt hierzulande auch kaum das amerikanische Programm „No child left behind“, welches Schulen auf Standards verpflichtet und bei deren Fehlen die wechselwilligen Schüler auf Kosten der Gemeinde in bessere Schulbezirke transportiert.

Schweizer Lehrerverbände hingegen laufen Sturm gegen solche Lösungen und damit konfrontierte Lehrkräfte behaupten meistens allen Ernstes, dass die auf unsere schichtmässig sehr ungleichen Quartiere fixierten Schulen „demokratischer“ seien. „Klassenschulen“ im doppelten Sinne sind es.

5. Neue Universitäten?

Die schweizerischen Universitäten sind nicht allzu gross, eher schon zu klein. Vor allem wäre es wichtig, dass in den einzelnen Dekanaten auch Wettbewerb zwischen verschiedenen Professoren im gleichen Fach entsteht. Deshalb sind Gründungen immer neuer kantonaler, naturgemäss kleiner Universitäten abzulehnen. Private Universitäten sind hingegen willkommen, sie müssen sich gerade im Wettbewerb um Reputation, Professoren, Inhalte, Studierende und Finanzierung bewähren.

6. Bürokratie wuchert, Bauten wabern

Mein Artikel vor einiger Zeit in der NZZ am Sonntag mit Belegen über die unglaubliche Ausgabenintensität an Ziegelsteinen und Beton des schweizerischen Bildungswesens – vom Kindergarten bis zur Universität – hat viel Zustimmung gefunden. Die sehr hohen Bildungsausgaben der Schweiz täuschen – sie deuten vor allem auf hohe Baukosten (und Lehrergehälter) hin. Es ist evident, dass angelsächsische Elite-Universitäten und Colleges viel einfacher, kleiner, älter in ihren Bauten sind.

Wenn dagegen in der Schweiz Tagesschulen fehlen, dann werden oft die nicht vorhandenen baulichen Umstände und die Aufwände an Arbeit des Abwärts angeführt. Man kann sich schlicht

nicht vorstellen, etwas zu improvisieren und es unterhalb des Hotelkomforts und des Raumprogramms von Seminarhotels zu machen.

Die Bürokratie bemächtigt sich aller Stufen des Bildungssystems in diesen Jahren. Volksschulen erhalten Direktoren, Gymnasien werden dauer-evaluiert, sie und die Fachhochschulen bauen mehrere Direktionsebenen neu ein – vom Rektor zu Abteilungsleitern zu Studienleitern, jedes Mal mit Stäben, Kommunikationschefs, Gleichstellungsbeauftragten und vielen Sekretärinnen. An den Universitäten, Fachhochschulen und Gymnasien kompliziert eine Kaskade von Vorbereitern, Entscheidungsstellen und Evaluatoren die Ausgaben. Auf allen diesen Stufen treten die Direktionsebenen I bis III von jeder Lehrtätigkeit zurück, ihnen fehlt dann die Erfahrung, und zusätzliche Lehrkräfte müssen eingestellt werden. Die relativ immer weniger aktiv Lehrenden werden überdies zu ausufernden Sitzungsreihen aufgeboten, mit Auswertungsbogen traktiert und zu Abrechnungen, schriftlichen Tätigkeitsberichten verurteilt.

Was früher Dekanats- und Gymnasiumssekretärinnen im Alleingang bewältigten, wird heute von einer Vielzahl junger Akademiker mit 140'000-Franken-Stellen (nicht) geschafft.

Auf eidgenössischer Ebene bestehen derart vielschichtige Wissenschafts- und Forschungsgremien, dass deren graphische Darstellung allein schon zum bitteren Lachen reizt.

Es darf behauptet werden, dass die massive reale Erhöhung der Bildungsausgaben in der Schweiz vornehmlich in neue Bauten und Bürokratielevels gesteckt werden wird.

Dagegen sollte eigentlich der einfache Syllogismus erwogen werden: wenn die noch mehr Milliarden fordernden Bildungsvertreter dies tun, weil das Bildungssystem nicht perfekt sei, und wenn aber die Schweiz international mit den Ausgaben an der Spitze steht, dann löst nicht zusätzliches Geld das Problem, sondern nur eine Reform des Bildungswesens.

Schluss

Das schweizerische Bildungssystem ist kein Auslaufmodell, aber es ist nicht geldbedürftig, sondern reformbedürftig.